

Zeitschrift: Schweizerische Taubstumm-Zeitung
Band: 21 (1927)
Heft: 2

Artikel: Kurze Ansprache an der Weihnachtsfeier der erwachsenen Taubstumm in der Stadt Bern
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-922664>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

21. Jahrgang

Schweizerische

15. Januar 1927

Taubstummens-Zeitung

Organ der Schweiz. Taubstummen und des „Schweiz. Fürsorgevereins für Taubstumme“
Erscheint am 1. und 15. jeden Monats

Redaktion und Geschäftsstelle:
Eugen Sutermeister, Gurtengasse 6, Bern
Postcheckkonto III/5764

Redaktionschluß vier Tage vor Erscheinen

Nr. 2

Abonnementspreis:
Schweiz jährlich 5 Fr., Ausland 7 Goldmark

Insertionspreis:
Die einspaltige Petitzeile 30 Rp.

Zur Erbauung

Kurze Ansprache

an der

Weihnachtsfeier der erwachsenen Taubstummen
in der Stadt Bern.

(Vorbemerkung: Weihnachten ist zwar vor drei Wochen gewesen, aber der Inhalt des Nachstehenden gilt auch für das ganze Jahr, ja fürs ganze Leben.)

Meine lieben Freunde, ihr habt gewiß auch vernommen von der wunderbaren Erfindung des „Radio“ und wie viel Freude und Genuß ein Radio-Apparat bereitet. Das ist nun freilich nichts für uns Gehörlose, aber dennoch können wir manches davon lernen.

Wenn ein Radio wirksam sein soll, so bedarf es dazu sowohl einen „Sender“ als auch einen „Empfänger“. Beide müssen zusammenwirken und keiner darf davon fehlen, sonst ist es nichts mit dem Radio. Das möchte ich als Gleichnis anwenden für das Verhältnis zwischen Gott und Menschen. Da sollen wir Menschen der „Sender“ sein, d. h. unsere Gedanken und Gefühle, unsere Worte und Werke sollen in der Richtung auf Gott zu gehen, sollen zu ihm streben, hinströmen. Hier ist Gott der „Empfänger“ und zwar ein Empfänger, der niemals fehlt, sondern immer gegenwärtig und immer bereit ist. Wenn wir uns auf diese Weise mit Gott verbinden, so kann er uns hören und nach seinem Wohlgefallen auch erhören. Der Apostel Jakobus sagt einmal: „Nahet euch zu Gott, so nahet er sich zu euch.“

Wenn wir unsere Seelen zu ihm wenden, so empfängt er uns gern, wie ein Vater seine Kinder. — Aber: wie oft fehlt der Sender, wie oft ist er ausgeschaltet, wie oft geschlossen, indem der Mensch nicht an Gott denkt, nicht zu ihm betet, nicht nach ihm strebt. Dann gibt es auch keine Verbindung mit ihm: der Apparat ist stillgelegt, anstatt zum Dienst bereit zu sein. O möge unser „Sender“ immer in Ordnung sein, immer gut funktionieren, damit wir nicht los von Gott kommen, nicht gottlos werden. Das ist der eine Weihnachtswunsch, den ich für euch habe: Nahet euch zu Gott, so nahet er sich zu euch.

Jetzt habe ich vom Verhalten zwischen Gott und Mensch gesprochen. Das Radio-Gleichnis läßt sich aber auch anwenden auf das Verhältnis zwischen Mensch und Mensch. Senden wir alle zu unsern Mitmenschen nur gute Gedanken, gute Worte und gute Taten aus. Lassen wir die Liebe wie Tonwellen von uns ausströmen. Dafür ist jedermann empfänglich, da fehlt es auch nie an „Empfängern“! Aber wie oft fehlt es hier ebenfalls an den „Sendern“. Wie mancher verschließt sein Herz und deckt den Apparat zu, anstatt ihn arbeiten zu lassen und dadurch andern wohlzutun und Freude zu bringen.

Kürzlich feierten wir das Fest der sendenden und spendenden Liebe, da rauschten die Tonwellen gewaltig wie Orgeltöne, da floß die Liebe in Strömen. Aber was dann? — Wenn der brennende Christbaum verloschen ist, verlöscht oft auch die Liebe im Herzen; der Freude und Liebe spendende Apparat wird auf die Seite gestellt, in eine dunkle Ecke; man vergift, welcher einen Schatz von Liebe das Herz immerdar zu

fassen und zu spenden vermag. Das sollte nicht sein. Lassen wir vielmehr unsern „Sender“ fleißig arbeiten, viel Gutes und Liebes ausströmen, dafür sind immer Empfänger da: betrübte Herzen, einsame Seelen, von der Sünde Geknechtete, Verlassene und Verstoßene. Welch ein wundervoller „Sender“ war Jesus, dessen Geburt wir gefeiert haben, und wenn wir seinen Spuren folgen, so können die Engel jetzt noch singen: An den Menschen ein Wohlgefallen!

E. S.

Zur Unterhaltung

Die Taubstumme.

Nach einer Erzählung von Thieme. (Fortsetzung)

Emmerenz zog sich, nachdem sie ihn sorgsam mit einer Decke zugedeckt, mit den Kleinen in die Küche zurück. „Schlaf wird ihm gut tun und ihm auch bessern Mut bringen“ dachte sie. Sie irrte sich nicht. Der Windmüller Lahnert war nicht der Mann, den Kopf zu hängen und sich widerstandslos zu ergeben. So entschloß er sich zu dem schwereren Gang zu seinem Better, dem Viehhändler Liborius Lahnert. Natürlich hatte dieser bereits von seinem Unglück gehört. Im Dorfe galt der Viehhändler als habgierig und geldgierig und man nahm an, daß er ein hübsches Vermögen zusammengescharrt hatte.

Er selber schien indessen anderer Ansicht, denn er kam dem Better, mit dem er sonst wenig Verkehr hatte, hastig zuvor mit den scheinbar treuherzigen Worten: „Hab's wohl gehört, Joseph, und herzlich leid hat's mir getan, aufrichtig leid, das kannst du mir glauben. Ich wäre auch schon selber bei dir gewesen, wenn ich dir mehr bringen könnte als leidigen Trost. Aber was helfen dir Worte? Geld brauchst du, um aus der Patsche zu kommen. Kannst dich darauf verlassen, Joseph, wenn ich's hätte, ich ließe dich nicht in der Tinte sitzen!“

Auf den Zügen des Müllers malte sich schmerzliche Enttäuschung. „Ich wollte dich gerade bitten, mir ein paar hundert Mark zu leihen. Sicher sind sie dir, Liborius, dafür kennst du mich“. Die Miene des Betters nickte die warmherzigste Beistimmung aus. „Selbstverständlich, Joseph. Freilich der Mensch kann sterben“. „Dann kann die Mühle verkauft werden. Es würde wohl etwas übrig bleiben. Solange ich aber lebe, muß ich sie mir erhalten, sie allein sichert meiner Familie Unterhalt. Im Ernst, Liborius“, er streckte

bittend die Hand gegen den Better aus „willst du mir nicht das Geld geben“? Liborius trat erstaunt einen Schritt zurück. „Wie kommst du nur auf den Gedanken, so viel Geld bei mir zu suchen“? „Alle Welt sagt“ — „alle Welt ist närrisch geworden. Womit soll ich's denn verdient haben? Der Handel wirft nicht allzuviel ab, und die Zeiten sind elend genug. Ich wollte, ich wäre in der Lage, Better, ich wollt's um meinethwillen. Warum wendest du dich nicht an den alten Salzacker“? „Ich muß es leider jetzt tun“ erwiderte der Müller, indem er sich zum Gehen anschickte. An der Tür wandte er sich nochmals zu dem Viehhändler zurück. „Liborius, wir sind Geschwisterkinder, haben als Jungen einträchtig zusammen gespielt — kannst du's übers Herz bringen, mich mit meiner Familie untergehen zu lassen, wo's dich nur einen Griff in den Kasten kostet, mich von allen meinen Sorgen zu befreien“? Der andere zuckte die Achseln. „Wenn du mir nicht glaubst, kann ich's nicht ändern, aber Geld kann ich trotz alledem nicht aus dem Ärmel schütteln! Ich will mich umsehen für dich — vielleicht hör' ich was. Gleich brauchst du's doch nicht?“ Mit biederer Herzlichkeit ergriff er des Betters Hand und drückte sie wie die eines geliebten Bruders. Aber gerade diese verstellte Liebenswürdigkeit machte dem Müller die Abweisung doppelt widerwärtig. Unergerlich und beschämt zugleich ging Lahnert nach Hause. „Hätt's mir ersparen können“, bedeutete er finster seiner Frau. „Warst du bei ihm?“ Er zeigte mit der Hand nach oben. Sie nickte betrübt. „Er hat auch nichts — wie?“ lachte der Müller grimmig. „Gar nichts, Joseph. Grad soviel, um nicht verhungern zu müssen“. „Und die Anzahlung, die er seinerzeit von uns empfangen hat?“ „Hat er verborgt an Verwandte und verloren“. „Es ist eben einer wie der andere. War er auch so lügenfreundlich?“ „Im Gegenteil. Wie wir nur so albern sein konnten, uns an ihn zu wenden. Wir mußten doch am besten wissen, wie arm er ist.“ Dabei zitterte er am ganzen Leibe wie im Fieber und schaute voll Angst nach dem großen Schrank in der Ecke. „Da steckt's, weißt du?“ „Da steckt's“ bestätigte der Müller finster und ging in seine Mühle. Arbeiten mußte er doch, so lange er noch durfte.

Nichts ist entsetzlicher, als einem unvermeidlichen Zusammenbruch tatlos entgegenharren zu müssen. Lieber gleich in den Abgrund, in den man uns stürzen will, als langsam Zoll für Zoll hingeschleift werden und dann in töd-